

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 22 (1938)
Heft: 3-4

Buchbesprechung: Vom Büchertisch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der „Erlöser“ nicht finde? Ist es nicht mutiger und würdiger, unser Wesen offen zu zeigen und damit zu erklären: wir wollen gar nicht erlöst werden? — Der Name „Deutschösterreich“ sei „symbolisch“ gewesen und habe „als Symbol eine entscheidende Wirkung gehabt“? Was für eine oberflächliche Politisiererei! Bis 1918 verstand man unter „Österreich“ die Österreichisch-Ungarische Monarchie mit ihren gut 55 Millionen Einwohnern, von denen nur etwa 13 Millionen deutscher Muttersprache waren. Dieses Reich fiel dann auseinander, und der alte Name Österreich galt nur noch für das eigentliche alte, deutschsprachige Österreich, ohne die deutschen Gebiete in Böhmen, Mähren, Galizien usw., also nur noch für ein Land von gut 6 Millionen. Natürlich mußte man sich an die neue Bedeutung des Namens gewöhnen und bezeichnete das Land zunächst im Gegensatz zum großen alten Österreich als „Deutschösterreich“. Man hat sich aber bald daran gewöhnt, beim Namen „Österreich“ nur noch an Deutschösterreich zu denken, und unsere Zeitungen brachten ihre Nachrichten aus jenem Land längst unter dem einfachen Titel „Österreich“ und nicht „Deutschösterreich“. Die Gewißheit, daß es deutschsprachiges Land war, war deshalb nicht geschwunden. Nur wo es nötig war, das alte Österreich vor 1918 zu unterscheiden vom spätern, war der Ausdruck „Deutschösterreich“ noch gebräuchlich. Glaubt die „Nationalzeitung“, Hitler — und auf ihn kam es doch wohl an — hätte auch nur eine halbe Minute länger gezögert, das Land dem Reich einzuverleiben, wenn es nie das „Symbol“ Deutschösterreich getragen hätte? Und glaubt man in Basel wirklich, er ließe sich, wenn er es überhaupt wollte, auch nur eine Viertelstunde aufhalten, die „Nord- und Zentralschweiz“ einzuheimen, wenn sie nicht mehr die „deutsche Schweiz“ hieße? Oder wüßte ein Nachfolger Mussolinis nicht mehr, daß im Tessin italienisch gesprochen wird, das Land also „unerlöst“ ist, wenn es „Svizzera meridionale“ hieße? Wie ganz anders kommen uns unsere Tessiner vor, die bei aller Vaterlandstreue so stolz ihre Italianità betonen, obschon auch Italien ein Diktaturstaat ist und sein Herrscher politisch nicht zimperlicher als Hitler. Auch unsere Welschen blieben sicher bei ihrer „Suisse romande“ und ließen sich schwerlich von „Berne“ aus diktieren, sie müßten sich künftig „Suisse occidentale“ nennen. Oder sollen die neuen Bezeichnungen nur in deutscher Sprache gelten?

Eine praktische Frage wäre die der Abgrenzung der neubenannten Gebiete. Unter „Westschweiz“ wäre wohl das bisher „gefährlicher“ Weisse „französische Schweiz“ genannte Gebiet zu verstehen. Da sie aber etwas schmal würde und die Sprachen ja nichts mehr zu bedeuten hätten, könnte man vielleicht auch Bern dazu nehmen? Wenigstens zur Innererschweiz, die sich wohl einigermaßen mit der „Zentralschweiz“ decken würde, pflegt man Bern nicht zu rechnen. Die N. Z. vom 10. Ostermonat bringt einen Leitartikel: „Zum Thema: Deutsch und Welsch“. Das müßte also künftig heißen: „Zum Thema: Nord-, bzw. Zentral- und Westschweiz“? Eine „Östschweiz“ gäbe es gar nicht mehr. Sollen die vorgeschlagenen Bezeichnungen einfach die räumliche Lage angeben, so daß man das ganze Wallis zur „Südschweiz“ rechnen könnte, oder nur die Sprachverhältnisse tarnen, so daß zur Südschweiz nur Tessin und die italienisch sprechenden Bündnertäler zu rechnen wären, das deutsche Oberwallis zur Zentral- und das welsche Unterwallis zur Westschweiz? Soll etwa auch das Wort „Deutschschweizer“ verschwinden, weil es „gefährlich“ wäre? Ersatz: „Nord- und Zentralschweizer“? Was für Irrtümer, Mißverständnisse, Eiertänze und Umständlichkeiten würden sich ergeben. Und all das warum? Weil man nicht mehr magt, zu sagen, wie man spricht. Während

des Weltkrieges hat man versucht, die „deutsche Schweiz“ durch die „alemannische“, die „Suisse allemande“ durch die „alémanique“ zu ersetzen; einiges davon ist geblieben, aber nicht viel. „Alemannisch“ deckt sich ja auch nicht mit „deutschschweizerisch“; denn es wohnen außerhalb der Schweiz, in Baden, Elsaß und Vorarlberg, nicht viel weniger Alemannen als innerhalb.

Nein, mit Wortspielereien retten wir das Vaterland nicht, nur mit mutigem Willen; der Vorschlag der „Nationalzeitung“ fließt aus einer lächerlichen Angstmeierei.

Vom Büchertisch.

E Truße voll Rätsel, bin Entrümpel ufgablet vom Arnold Büchli. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau.

Eins ist hier schade: daß wir noch so weit vom nächsten Weihnachtsfest entfernt sind. Denn es ist keine Kindermutter weit und breit, der man mit solch reizendem Büchlein nicht die Festfreude mehreren könnte. Doch auch die Lehrer der untern Volksschulklassen werden trefflichen Stoff zu Anregung und Belehrung in dem Werklein finden und sicherlich mit Vergnügen nach dem Gebotenen greifen. Die Ausstattung ist mustergültig; Kreidolf hat den Buchschmuck besorgt, das sagt genug. Wie alles, was Arnold Büchli vorlegt, ist auch diese Gabe ernsthaft und mit wissenschaftlichem Verantwortungsgesühl erarbeitet. Er gibt eine Einleitung über das Rätsel; es folgen als Hauptinhalt die Rätsel in verschiedenen schweizerischen Mundarten, hernach „eine Rostprobe aus Arabien, der Heimat des Rätsels“ (zehn Rätsel, natürlich hochdeutsch), weiter eine Handvoll deutscher Rätsel, die als „ein Griff ins Barockschmuckkästchen“ bezeichnet sind, und einige Seiten aus dem Straßburger Rätselbuch von 1505. Natürlich kommen dann auch die Auflösungen der insgesamt — welch neckische Zahl! — 999 Fragen. Nachwort und Quellenachweis machen den Schluß. Alles miteinander geht in eine nicht zu enge Rocktasche, denn es handelt sich um knapp 200 Seiten.

Ed. Bl.

Gefasste Quellen. 53 neue Aufsätze von 21 Schülern im Alter von 14 bis 16 Jahren, herausgegeben von Otto Berger. Sauerländer, Aarau. In Leinwand 2 Fr. 80 Rp.

Jene unter unsern Lesern, — wir denken vor allem an Volks- und Mittelschullehrer — die das Buch noch nicht in der Tages- oder Fachpresse oder in der „Muttersprache“ (1937, Heft 11) empfohlen gefunden haben, möchten wir hier nachdrücklich darauf aufmerksam machen, und jenen, die schon davon gehört, — es ist einstimmig gutgeheißen worden — das Gehörte bestätigen und sie lebhaft ermuntern, sich das Büchlein anzuschaffen. Hat die erste Ausgabe von 1920 gezeigt, wie auch der Volksschüler an der Hand eines geschickten Lehrers, aber ohne Schablone, zum guten schriftlichen Ausdruck seines Eigenlebens geführt werden kann, so bedeutet diese neue Sammlung nicht etwa eine Wiederholung oder bloße Vermehrung, sondern eine Weiterführung zum Vermögen, die Außenwelt (Daheim, Unterwegs, Farben und Klänge, Wolken und Sturm, Wald, Dinge, Pflanzen, Tiere, Menschen) genau zu beobachten und lebendig, nicht nur „sprachlich richtig“ darzustellen. Für die lehrkünstlerische Begründung seines Verfahrens verweist das Vorwort auf die neuern Bestrebungen von Schneider und Kahn; das Buch selbst gibt nur eine Sammlung von Beispielen des Erfolges, deren bloße Vorlesung in andern Schülern wieder Erfolge zeitigen wird. Wir freuen uns, diesen tüchtigen und rührigen Deutschlehrer zu unsern treuen Mitgliedern zählen zu dürfen.

Scribed wien er reded! Jülicherig id Šwizer folchsschrift. Emil Baer und Arthur Baur. Rigi-ferlag Züri. Kart. 1 Fr. 80 Rp.

Über diese Schreibweise sagt Hilty im Anschluß an seine Besprechung der „Schwyzertütsche Dialäkttschrift“ in Nr. 1/2:

„Verglichen mit dem Diethschen Leitfaden, erweist sich die Šwizer folchsschrift von Emil Baer und Arthur Baur als eine ganz verfehlte Lösung. Sie stellt zwar auch den Grundsatz auf: **Scribed wien er reded!** Aber fast auf jeder Seite des Büchleins wird diese Regel durchbrochen. Schon in der Einleitung sagt Baer: Es muetz e schrift si, wo der undersid zwüset em zürütüts und em bärntüts oder zwüset ired zwö anderen Ortsmundarten ender fertekt weder lot usešine.“ Der Ostschweizer soll „im gemeinschweizerischen Verkehr“ nicht Worm schreiben (wie er spricht!), sondern wurm, nicht Hond, sondern hund, nicht more, sondern müre, nicht Börschte, sondern bürste, nicht för, sondern für usw. Bei den Zwielaute wird die Schrift vereinfacht, „um die Unterschiede zwischen den Dialekten nicht ständig zu betonen.“ Beim *j* heißt es: Auch hier überbrücken wir durch unsere Schreibung die Unterschiede in der Aussprache einer Reihe von Wörtern, die in gewissen Gegenden mit weichem *j*, in anderen mit scharfem gesprochen werden.

Bei den Selbstlauten, den Vokalen, wird die Länge oder Dehnung nicht bezeichnet, bei den Mittlauten, den Konsonanten, die Verschärfung nicht. Und das nennt Baer: **Scribed wien er reded!**

Während der Leitfaden der Schriftkommission der Forderung zu genügen versucht, alle unsere Ortsdialekte möglichst lautgetreu wiederzugeben und gegeneinander abheben zu können, sucht die Folchsschrift geistlich die Unterschiede zu verwischen. Diese Schreibweise entspricht der alemannischen Gemeinsprache, die wir, wie es im Vorwort heißt, „vorläufig“ noch nicht haben. Die Schreibweise von Baer/Baur führt zur Verflachung unserer Ortsmundarten und damit zu ihrem Untergang; Grund genug, sie ganz entschieden abzulehnen.“

Wir fügen noch bei:

Entschieden schätzenswerter als diese Schreibweise sind im „Grammatischen Wegweiser“ die Warnungen vor jenen häufigen Fehlern, die unsere Mundart im öffentlichen und persönlichen Gebrauch verwässert haben. Man solle nicht sagen und schreiben: „d retig der situazion“, sondern „fo der situazion“ (was freilich auch nicht gerade urchig klingt), nicht: „in Bärn“ und „nach Züri“, sondern „z Bärn“ und „uf Züri“, nicht „därjenige, där“, sondern „dä wo“, nicht „obšon“, sondern „wänn šo“ usw.; er warnt auch vor dem Mittelwort der Gegenwart („Fereerti anwäsendi“) — lauter Dinge, die wir schon längstens auch gesagt haben, aber es ist ja recht, wenn sie immer und immer wiederholt werden. Hübsch ist am Schluß ein kleines Verzeichnis urchiger, aber selten gewordener Wörter wie: agatige, chosle, chrüsimüsi, gigele, gire, gigse, megerlig, pfämet, zäntume u. a.

Allerlei.

Juristendeutsch. Es ist im allgemeinen heute ziemlich ausgestorben, sowohl im Reiche wie bei uns in der Schweiz. Niemand wird ihm eine Träne nachweinen. Aber gelegentlich begegnet man doch immer wieder Rechts„gelehrten“, die es der Würde ihres Standes schuldig zu sein glauben, ihre Gedanken so auszudrücken, daß niemand sie verstehen kann, ohne sechs philosophische Schwarten und ein lateinisches und ein griechisches Wörterbuch zu Rate zu ziehen.

Was heißen in vernünftigem Deutsch nachstehende Sätze, die dem Buche: „Die Zerrüttung der Ehe“ (S. 258) von Dr. Fritz Roth, Fürsprecher in Bern, entnommen sind?

„In die vulgäre Profansprache überfetzt, heißt das alles ungefähr: Daß nur die aus wirklicher „Liebe“ betätigte Sexualität zur eigentlichen, einen geistigen resp. ethischen Effekt des Erlebens mit sich bringenden Erotik führen kann, weil anders als mittelst einer solchen seelischen Beteiligung eine geistig konkret werdende und erlebensfähige Inbezugsetzung der eigenen Person mit der übermenschlichen, ja sogar überpersönlichen Welt, die primitiver Weise meist als durch die Person des Geschlechtspartners vertreten empfunden wird, sich gar nicht vollziehen kann... Dann sind ferner aber auch alle sich umgekehrt aus dem sexuellen Gebiete selbst als zunächst liegend ergebenden sachlichspezifischen exklusiven Begrenzungen als bloße Unzulänglichkeiten auszuschließen.“

Wir wollen hoffen, daß Herr Dr. Roth seine Verteidigungsreden vor den bernischen Schwurgerichten in einem etwas noch „vulgärerem Profanddeutsch“ hält, sonst könnte einem um das Schicksal seiner Klienten bangen! S.

Eine anatomische Merkwürdigkeit förderten die Beratungen der Kirchensynode des Kantons Zürich vom 1. Dezember 1937 zutage. Herr Dr. Hildebrandt aus Bülach machte nämlich zum Abschnitt „Kirchenvisitation“ des Jahresberichtes des Kirchenrats verschiedene Bemerkungen und führte dabei (nach der Nr. 2173 der N. 3. 3. vom 1. Dezember 1937) wörtlich aus:

„Es geht nicht an, daß aus der Visitation ein totgeborenes Kind wird, das sich im Sande verläuft.“

Daß „laute Heiterkeit“ den Redner für seinen unfreiwilligen Witz belohnte, darf man dem Berichterstatter ohne weiteres glauben. S.

Einen redseligen Stadtrat muß Zürich besitzen, denn er sieht sich (nach dem „Tagblatt der Stadt Zürich“, Nr. 32 vom 8. Februar 1938) genötigt, demnächst ein „Konversationsanleihen“ von nicht weniger als 16 Millionen Franken aufzunehmen. Oder sollte vielleicht dem Schriftleiter oder dem Korrektor des Tagblattes der Unterschied zwischen einer „Konversion“ und einer „Konversation“ noch nicht klar sein? Für diesen Fall findet sich wohl unter unsern Lesern eine mildtätige Seele, die dem Tagblatt ein Fremdwörterbuch zur Verfügung stellt. S.

Briefkasten.

A. W., R. Ihr Freund möchte also wissen, wie die Mehrzahl von „Ski“ laute? Wir haben davon in Nr. 3/4 1926 gesprochen; es kann aber nicht schaden, wenn wir darauf zurückkommen, da so viele Ungleichheiten in Aussprache, Schreibweise und Mehrzahlbildung bestehen. Denn wenn auf den Eisenbahnwagen steht: „Für Reisende mit Skis“, so stecken darin schon zwei Fehler, und wenn dann der Schaffner noch spricht „S-kis“, so sind es ihrer drei. Also: Darin hat W. F. in der Schweizerischen Wintersportzeitung „Ski Heil“ recht, daß er für die Aussprache „Schi“ eintritt; denn wir haben das Wort aus dem Norwegischen; dort spricht man „Schi“, und wir haben gar keinen Grund, davon abzuweichen. Die Aussprache macht uns nicht die geringsten Schwierigkeiten, während uns die Lautfolge S-k schon vor bald tausend Jahren abhanden gekommen ist und ganz fremd klingt. Aber weshalb sollen wir dann nicht gerade auch „Schi“ schreiben? Wenn Ihr Duden von 1915 noch „Ski“ schrieb, so schreibt der meine von 1929 schon „Schi“. Die Norweger mögen „Ski“ schreiben, ja, sie müssen so schreiben, um „Schi“ sprechen zu können, wie die Franzosen „bureau“ schreiben müssen, um „büro“ sprechen zu können. Aber was geht es uns an, wie die Norweger schreiben, und was kümmert es die Norweger, wie wir schreiben? Also „Schi“! — Nun aber die Mehrzahl! W. F. im „Ski Heil“ ist für „Schie“ (er schreibt natürlich noch „Skier“), und so sagt auch Duden. Nun macht sich aber scheint's Dr. H. im „Ski“, dem „Organ des Schweizerischen Ski-Verbandes“ darüber lustig, und er scheint etwas vom Norwegischen zu